

THEO FAULHABER

Klein-Wien am Pruth

Facetten des alten k. k. Czernowitz

Statt eines Vorworts

Es ist ein Widerhall aus längst vergangenen Tagen, ein Echo aus verlorener Zeit. Und merkwürdig, wenn sich der Westen heute wieder jener Landstriche besinnt, die immer schon zur Mitte Europas gehörten und heute, nach Generationen und Jahrzehnten, endlich wieder zurück kehren, denn auch in dieser Breiten „wächst wieder zusammen, was zusammen gehört“.

Czernowitz muss eine wunderbare, strahlende Stadt gewesen sein, jetzt, da die alten Häuser langsam wieder erneuert werden, wird der Abglanz allmählich wieder zum Glanz. Es war in der Donaumonarchie die Hauptstadt des Herzogtums Bukowina, deren Einwohner sich lächelnd Buko-WIENER nannten. „Vier Sprachen – Viersprachenlieder – Menschen, die sich verstehen“ beschrieb die deutsch-jüdische Schriftstellerin Rose Ausländer ihre Heimat als „Grüne Mutter Bukowina – Schmetterlinge im Haar“. Das Buchenland, wie die Bukowina auf Deutsch heißt, ist heute zwischen Rumänien und der Ukraine geteilt. Damals hing alles noch mit allem zusammen, ein Zustand, den der ukrainische Schriftsteller Juri Andruchowytsh stauend beschreibt: er könne es nicht fassen, dass man der-einst von Czernowitz oder Stanislau ohne Pass nach Prag, Wien, Triest oder Budapest habe reisen können . . .

Czernowitz, aufgrund seines Namens wohl eine slawische Gründung (Schwarze Stadt, Stadt eines Schwarzen) wird erstmals im 15. Jahrhundert erwähnt und teilt zunächst die Geschichte des Fürstentums Moldau. Im 16. Jahrhundert war es türkisch, 1775 wurde es österreichisch und blieb es bis 1918. 1918 wurde es rumänisch, 1940 sowjetisch, 1941 wieder rumänisch, 1944 sowjetisch. Seit 1991 gehören Czernowitz und die Nord-Bukowina zur Ukraine . . .

Seine Blütezeit erlebte Czernowitz zweifellos während seiner Zugehörigkeit zum österreichischen Teil der Donaumonarchie. Eine knappe Million Menschen lebten in der Bukowina friedlich zusammen, Ukrainer (damals gemeinhin Ruthenen genannt), Rumänen, Polen, Juden und Deutsche. Dazu kamen in diesem Brückenland zwischen Orient und Okzident Einsprengsel von Ungarn, Griechen, Armeniern, Russen, Türken sowie Roma/Sinti und anderen.

Diese Mischung führte zu einer kulturellen „Explosion“ ersten Ranges, ähnlich dem Wien des Fin de Siècle, in Architektur, Malerei und vor allem Literatur. Was aus diesem „Minikosmos“ ausbrach („Minikosmos Bukowina“ war der vom Autor dieser Zeilen erdachte Titel eines Symposiums der Österreich-Kooperation aus Anlass des 130-jährigen Bestehens der Universität Czernowitz), lässt uns staunen. Diese Kulturexplosion vollzog sich zumeist auf Deutsch, der Staats- und Hauptsprache vor allem von Czernowitz. Um 1910 hatte die Stadt knapp 90.000 Einwohner, davon (rund) 30.000 Juden, je 15.000 Ukrainer, Polen, Rumänen und Deutsche. Die meisten Bewohner waren mehrerer Sprachen kundig, die Straßen- und

topographischen Aufschriften waren zumeist in deutscher, rumänischer und ukrainischer Sprache angegeben. Das Straßen- und Stadtbild glich jenem Wiens, viele Architekten der Ringstraßen-Gründerzeit bauten, so wie in etlichen Städten der Donaumonarchie, auch in Czernowitz, das man (ähnlich wie Lemberg) „Klein-Wien“ nannte. Alles erinnerte an Wien, vom Stadttheater (erbaut von F. Fellner und H. Helmer) über die Kanaldeckel der (heute noch existierenden) Wiener Baufirma Pittel & Brausewetter bis zum „Austria-Platz“ und zu den Kaffeehäusern, wo man alle Tageszeitungen lesen konnte, allein fünf davon in deutscher Sprache in Czernowitz herausgegeben. (Die „Austria“-Statue wurde nach 1918 abmontiert und vor wenigen Jahren wieder aufgefunden, allerdings kopflos. Mehrere mitteleuropäische Künstler sollen der „Austria“ in einem Wettbewerb wieder einen Kopf verpassen, es gibt Pläne, die Statue mit neuem Kopf wieder aufzustellen).

Die Juden sprachen Jiddisch und/oder Deutsch („Czernowitz is gewen an alte, jidische Schtot . . .“), und waren der „deutschen Kultur und deutschem Geist“ ergeben (Karl Emil Franzos). In der Umgebung von Czernowitz gab es zahlreiche „Schtetl“ mit fast 100-prozentiger jüdischer Bevölkerung. Es stellt einen Zynismus der Weltgeschichte dar, dass sich die Juden in der Bukowina (aber nicht nur dort) aufgrund ihrer Sprachzugehörigkeit als ein Faktor der Germanisierung erwiesen.

Die Völkerschaften lebten zumeist tolerant und ohne große nationale Auseinandersetzungen miteinander, nicht nur Sali Sonntag berichtet in ihren Erinnerungen, dass sie sich in ihrer Jugend in Czernowitz kaum eines nen-

nenswerten Antisemitismus entsinnen kann. Die meisten Nationen besaßen eigene Kulturstätten, so gab es etwa ein Deutsches, ein Jüdisches, ein Rumänisches, ein Ukrainisches Haus. Das Schulsystem sowie die Errichtung der Universität führten bald zur Herausbildung eines jüdischen intellektuellen Bürgertums, das hohen Anteil am Entstehen des „Mythos Czernowitz“ besitzt (Karl R. Popper führt die intellektuelle Explosion im Wien des Fin de Siècle, diesem „Athen der Moderne“, auf das „gute alte österreichische Gymnasium“ zurück). William M. Johnston nannte das Judentum „den Kristallisationspunkt der Revolution der Moderne“ und seine Leistungen „strahlend“. Die sprichwörtliche Toleranz des alten Österreichs zeigte sich aber beispielsweise auch in der Behandlung der Lipowaner, russisch-orthodoxer „Altgläubiger“, die nach der Reform der Orthodoxie Russland verlassen mussten und sich mit Genehmigung der Österreicher in der Bukowina ansiedeln durften. Ihre Religion verbot ihnen die Leistung des Militärdienstes, und vor die Wahl gestellt, ob man sie dazu zwingen solle, kam aus Wien die Anweisung, sie „in Ruhe (zu) lassen“.

Es ist kaum möglich, all die Namen derer zu nennen, die aus der Bukowina stammen und es zu Weltberühmtheit brachten. Einer von ihnen ist Manès Sperber, der aus einem Shtetl namens Zablotow (wörtlich „aus dem Schmutz“) stammt und ein gutes Beispiel dafür ist, wie man sich buchstäblich „aus dem Schmutz“ heraus in die Weltliteratur schreiben kann. Er entstammt einem chassidischen Elternhaus, unweit von Sadagora, wo der berühmte „Wunderrabbi“ Israel Friedmann wirkte.

Lassen wir einige Namen jener Persönlichkeiten, die aus

der Bukowina stammten (oder jener, die dort wirkten: sie sind in Klammer genannt) Revue passieren:

Die Schriftsteller und Schriftstellerinnen Rose Ausländer, Klara Blum, (der aus Galizien stammende Martin Buber beschrieb die chassidische Kultur der Bukowina), Josef Burg (der letzte lebende, Jiddisch schreibende Schriftsteller), Paul Celan, der Biologe Erwin Chargaff, der Rechtsgelehrte Eugen Ehrlich, der Dichter Karl Emil Franzos, (der Mathematiker Hans Hahn), der weltberühmte Architekt Friedrich Kiesler, die Schriftsteller Gregor von Rezzori, und Joseph Roth, der Tenor Joseph Schmidt, (der einflussreiche Nationalökonom Joseph A. Schumpeter schrieb eines seiner wichtigsten Werke während seines Wirkens an der Universität Czernowitz), die Pädagogin Eugenie Schwarzwald, Manès Sperber, . . . und . . . und . . . – man sollte es eigentlich gar nicht wagen, eine Auswahl zu treffen, die ja nur eine wertende sein kann.

Das „Wiederauftauchen“ des „Minikosmos Bukowina“ gleicht einem Wiederfinden eines Atlantis, eines versunkenen Kontinents. Lassen wir diesbezüglich den deutschen Publizisten Georg Heinzen zu Wort kommen (im „Rheinischen Merkur“ vom 1. Februar 1991):

„Czernowitz, das waren Sonntage, die mit Schubert begannen und mit Pistolenduellen endeten. Czernowitz, auf halbem Weg zwischen Kiew und Bukarest, Krakau und Odessa, war die heimliche Hauptstadt Europas, in der die Metzgertöchter Koloratur sangen und die Fiakerkutscher über Karl Kraus stritten. Wo die Bürgersteige mit Rosensträußen gefegt wurden und es mehr Buchhandlungen gab als Bäckereien. Czernowitz, das war ein immerwährender intellektueller Diskurs, der jeden Morgen eine neue

ästhetische Theorie erfand, die am Abend schon wieder verworfen war. Wo die Hunde die Namen olympischer Götter trugen und die Hühner Hölderlin-Verse in den Boden kratzten. Czernowitz, das war ein Vergnügungsdampfer, der mit ukrainischer Mannschaft, deutschen Offizieren und jüdischen Passagieren unter österreichischer Flagge zwischen West und Ost kreuzte. Czernowitz war ein Traum. Die glückliche Ehe der Habsburger mit dem deutschsprachigen jüdischen Bürgertum, das diesen Außenposten der k. u. k. Donaumonarchie am Rande der bessarabischen Steppe zu einem ökonomischen und vor allem kulturellen Zentrum Osteuropas machte.“

Man nannte es nicht nur „Klein-Wien“, sondern auch „Babylon des südöstlichen Europas“, „Jerusalem am Pruth“, „Alexandrien Europas“ oder – so Gregor von Rezori – „Tschernopol“.

Diese spannende Kultur, dieser Minikosmos ist heute versunken. Umso wichtiger ist es, wenn Czernowitz nicht nur in der Literatur, sondern auch in Lebenserinnerungen wie den vorliegenden der Sali Sonntag wieder auftaucht, damit nicht alles verloren geht . . .